

Die Alpenromanen ¹⁾

VON FRIEDRICH SCHÜRR

Lassen Sie mich mit einer Begriffsbestimmung des Titels beziehungsweise einer Abgrenzung des Themas beginnen. Es kann nicht meine Aufgabe sein, mich auch mit den Teilen großer romanischer Völker, wie der Franzosen und Italiener, soweit sie im Alpenraum siedeln, zu beschäftigen. Es geht uns vielmehr um die Frage, ob und unter welchen geopolitischen, historischen Bedingungen sich im Alpenraum eine besondere romanische Sprache und ein dazugehöriges Volkstum ausgebildet hat. Das Problematische des Gegenstandes wird bereits durch die Uneinheitlichkeit der Namensgebung angedeutet. Alpenromanisch, diese Bezeichnung, von Gamillscheg vorgeschlagen, hat sich bis heute nicht durchgesetzt, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil damit die Teilgebiete französischer und italienischer Nationalität mitverstanden werden könnten. Friedrich Diez, der Begründer der romanischen Philologie, hat in seiner Romanischen Grammatik im Jahre 1836 von dem »Churwälschen« gesprochen. Die anderen Gebiete waren eigentlich noch gar nicht in seinen Gesichtskreis getreten. Erst Christian Schneller, der Tiroler Landesschulinspektor, dessen Büchlein, Die romanischen Volksmundarten in Südtirol, auch heute noch lesenswert ist, hat im Jahre 1870 auf die Einheit des friaulisch-ladinisch-churwälschen Sprachkreises hingewiesen. Beinahe um dieselbe Zeit hat dann der große italienische Sprachforscher Ascoli in seinen heute klassischen *Saggi ladini* zum erstenmal das Gesamtproblem aufgegriffen und systematisch behandelt. Seither ist in der italienischen Sprachwissenschaft der Ausdruck *ladinisch* üblich, der allerdings auch einen gewissen Nachteil mit sich bringt, insofern nämlich, als die Romanen des Dolomitengebietes sich selbst als ladinisch bezeichnen und andererseits die Engadiner auch, also wiederum Teilgebiete gemeint sein könnten. Wenn wir so wollen: als *ladinos* im Gegensatz zu ihrer Umgebung bezeichnen sich die spanischsprechenden Juden auf dem Balkan und im Orient. Das Wort *Ladiner/ladinos* hat natürlich eine lange Bedeutungsgeschichte. Hier könnten Mißverständnisse auftauchen. Zehn Jahre nach Ascoli hat Theodor Gartner, der andere große Erforscher dieses Sprachgebietes, seine Rätoromanische Grammatik veröffentlicht, im Jahre 1883,

1) Der vorliegende Vortrag, gehalten am 11. April 1962 auf der Tagung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte auf der Reichenau, erschien zuerst in *VOX ROMANICA* 22 (1963), 100 ff.

und von da an ist die Bezeichnung *rätoromanisch* in der deutschen Romanistik die übliche. Es sei nur erwähnt, daß die Romanen in der Schweiz, in Graubünden, sich selbst als *romanisch/romauntsch* bezeichnen, aus lat. *romanice*, wofür man dann deutscherseits *bündnerromanisch* sagt. Sie merken ja wohl, daß schon das Wort *rätoromanisch* an die Substratfrage rührt, als einen der Gründe des Sprachwandels. Ich nehme an, daß Ihnen der Begriff des Substrats in der Sprachwissenschaft einigermaßen geläufig ist; es handelt sich da um die Theorie, daß die Entwicklung einer Sprache, die von einer übergeordneten Schicht auf eine sei es politisch-militärisch oder kulturell unterlegene übertragen wird, daß die Weiterentwicklung dieser Sprache irgendwie beeinflußt und bestimmt wird von der untergehenden Sprache beziehungsweise den Sprechgewohnheiten der betreffenden Menschen. Das wäre einer der Gründe des Sprachwandels, den man seit Jakob Grimm schon anführt und dann insbesondere seit Schudhard und Ascoli. Ascoli ist einer der Hauptvertreter dieser sogenannten Substrattheorie. Nun, die Sprache ist ja geistiger Besitz einer Gemeinschaft, unterliegt also auch soziologischen Bedingungen, politischen und historischen. Straßen, Verkehrs- und Verwaltungsgrenzen müssen hier eine entscheidende Rolle spielen, insofern sie Gemeinschaften zusammenfassen und andererseits von anderen trennen, aber auch wieder die Verbindung herstellen können. Diese zwei Momente, diese zwei Hauptfaktoren des Sprachwandels, die wir ja im Vorjahr auch schon in den Diskussionen über das Frankoprovenzalische hervorzuheben hatten, wo ja Ascoli wiederum derjenige war, der ein solches geschlossenes Sprachgebiet herausgehoben hat, diese zwei Faktoren müssen wir im Auge behalten. Das Rätoromanische wurde schon von Robert von Planta als durch die Lage an den wichtigen Paßstraßen bestimmt bezeichnet. Nachdem Drusus im Jahre 15 vor Christus den restlichen, noch unabhängigen Teil des Alpenraumes unterworfen hatte, wurde daraus die römische Provinz *Raetia* gebildet, die *Raetia prima* und die *Raetia secunda*. Die Unterteilung ist von den Römern vollzogen worden. Die mutmaßliche Grenze der römischen *Raetia* – im einzelnen mag manches noch diskutabel sein – reicht vom Ende des Untersees hinunter, ungefähr in der geraden Richtung über den Gotthard nach Süden, umfaßt den heutigen Tessin und weicht dann nach Norden aus und deckt sich nur noch zum Teil mit den heutigen Grenzen des Kantons Graubünden und verläuft dann ungefähr in der Richtung auf das Stilfser Joch, biegt wiederum nach Süden aus, geht über die Etsch nördlich von Trient und von hier, einen Teil des Dolomitengebietes umfassend und das Pustertal östlich von Toblach überquerend, zum Inn, dann innabwärts zur Donau. Dieser nördliche Teil ist das antike Vindelicien. Nun die Frage, mit der wir uns zu beschäftigen haben: Das Rätoromanische, ist das die Sprache der romanisierten Räter, und gibt uns die Substrattheorie irgendwelche Aufklärungen darüber? Was war das Rätische für eine Sprache? Wir wissen darüber eigentlich so gut wie nichts; es sind wenige Stammesnamen überliefert, wie derjenige der *Venostes* im Vintschgau, der *Isarker* im Eisacktal, der *Breuni* oder *Breones* am Brenner, der *Genauini* im Inntal,

kaum Ortsnamen und so gut wie gar keine Gattungsnamen. Man ist sich allgemein darüber einig, daß es sich um eine nichtindogermanische Sprache handeln muß. Nun wissen wir aus Angaben bei Livius und dem älteren Plinius, daß versprengte Etrusker, vor dem Einbruch der Gallier in der Po-Ebene ausweichend, sich in die Alpen geflüchtet haben. Dann wären die Räter, wie man lange Zeit angenommen hat, entweder überhaupt ein Zweig der Etrusker, oder aber sie hätten wenigstens eine starke etruskische Beimischung. An der letzteren ist kaum zu zweifeln, insbesondere nach jüngeren Funden auch im Raum von Bozen, wo man auf Inschriften etruskische Schrift gefunden hat. Auf alle Fälle aber waren die Räter keine Kelten. Über ihre Beziehungen zu den Venetern und den Illyrern, über deren Verhältnis zum Indogermanischen man ja auch noch nicht ganz im klaren ist, darüber wissen wir nicht viel. Gartner in seinem Handbuch der rätoromanischen Sprache und Literatur äußert sich über dieses Problem in folgender Weise: »Wie die Gallier und die Franken das nach Nordgallien verpflanzte Latein ihren Anlagen und Sprechgewohnheiten gemäß zu einer romanischen Sprache ausgebildet haben, so haben auch die Räter und die sich ihnen anschließenden Nachbarn, Kelten, Germanen, vielleicht auch Veneter und Karner, das Latein der italischen Nordgrenze und Rätiens in ihrer Weise bearbeitet.« Also waren die Räter eben im wesentlichen wohl das Substratvolk für das Rätoromanische. Aber über die eigentliche Substratwirkung des Rätischen können wir nichts sagen, was ja in den meisten Fällen von der Substrattheorie gilt, was ich aber nur in Klammer bemerkt haben möchte. Ich möchte nur andeuten, daß ich sehr viele Vorbehalte habe gegen die Überspannung der Substrattheorie, insbesondere dagegen, daß man alle möglichen Erscheinungen in den romanischen Sprachen, so etwa, wie das heute noch von manchen Kollegen geschieht, den Wandel von *u* zu *ü* im Französischen, immer wieder den Kelten in die Schuhe schiebt, obwohl es so viele Gegenbeweise gibt. Im großen und ganzen können wir mit der Substrattheorie nicht sehr viel anfangen. Und zwar aus folgendem Grunde: Eine Sprache, die fremde Elemente übernimmt, wird immer das Bestreben haben, sie ihren eigenen Gesetzen einzugliedern, dem, was man heute im Sinne des Strukturalismus »phonologisches System« nennt. Es wird also meist mit den sogenannten Substratwirkungen auf lautlichem Gebiet so sein, daß diese Veränderungen ebensogut auch bodenständig sein könnten. Ich habe in verschiedenen Fällen versucht, das nachzuweisen; auch einmal beispielsweise hinsichtlich des Rumänischen, wo man natürlich gern mit slawischen Superstraten arbeitet. Wobei sich dann ergeben hat, daß eine Erscheinung wie zum Beispiel die Jotazierung eines silbenanlautenden *e*, von der man sofort sagen möchte, das sei natürlich slawisch, sich ganz anders erklärt. Wenn man dem nachgeht, ergibt sich folgendes: Aus den eigenständigen Diphthongierungen eines *è-* kann im Rumänischen ein *j*-Vorschlag in so und so vielen Fällen entstanden sein und sich dann verallgemeinert haben. So ist das mit den Substratwirkungen! Anders natürlich dort, wo es sich um Wortrelikte handelt; da können wir sozusagen mit Händen greifen, wenn eine neue Sprache aus der unterlegenen Wortformen

übernimmt. Hier können wir den direkten Nachweis führen. Das gilt ja dann ganz besonders für die Ortsnamenforschung. Diesen Vorbehalt möchte ich nur so in Parenthese anbringen. Unsere Grundfrage wird also sein: Wie war das Fortleben des Rätolateins? Es geht dabei hauptsächlich um die Zurückdrängung des werdenden Rätoromanischen vom Norden her durch die Germanen. Dafür muß ich jetzt einige Daten anführen, die wenigstens das Gerippe der Entwicklung aufzeigen sollen. Um 455 setzten die Alemannen aus dem Rheinknie hinüber mit einem Vorstoß einerseits in das Elsaß und bis in die Burgundische Pforte, von wo sie aber dann von den Burgundern wieder zurückgeworfen wurden, und südlich in das Schweizer Voralpengebiet. Es scheint aber, daß sie erst nach ihrer Niederlage bei Zülpich durch die Franken, im Jahre 496, nach Südosten ausgegriffen haben, in die Gegend südlich des Bodensees, in den Bereich des heutigen St. Gallen. Im Kanton St. Gallen sind immerhin noch 50 Prozent romanische Ortsnamen nachzuzweisen. Aber schon in dieser Zeit – sagen wir ungefähr nach Zülpich – dürfte die Germanisierung dieses Teiles begonnen haben. Als die Franken Rätien im Jahre 537 dem fränkischen Reich angliederten, trennten sie den nordwestlichen Teil der *Raetia prima* ab; das war nach einer Linie, die vom Speer nördlich des Walensees über den Säntis hinüber nach Oberriet und den sogenannten Hirschsprung über den Rhein nach Götzis im heutigen Vorarlberg verlief. Dieser nordwestliche Teil der *Raetia prima*, das Gebiet südlich des Bodensees, wurde abgetrennt und unterlag eben einer besonders frühen Germanisierung durch die Alemannen. Diese Germanisierung griff auch in das Rheintal über; allerdings müssen sich hier die Romanen verhältnismäßig lang daneben noch gehalten haben, denn die undeutsche Betonung von Ortsnamen wie Sargans und Ragaz weist noch auf die rätische Aussprache zurück. Nun einige wichtige Jahreszahlen. 537 kommt Rätien zum Frankenreich. Die Ostgoten, in ihrer Bedrängnis durch die Byzantiner, sahen sich veranlaßt, es den Franken abzutreten, und dadurch wurde nun Rätien sozusagen für immer von Italien getrennt. Das Jahr 806 bringt die Einführung der Grafschaftsverfassung in Rätien, die Einsetzung fränkischer und alemannischer Grafen und Herren. Die bis dahin geltende frühere Provinzial- und Munizipalverfassung unter einem einheimischen Präses oder – wie er später genannt wurde – Rektor, aus dem Geschlechte der Viktoriden, die meist auch zugleich Bischöfe von Chur waren, wurde dadurch beseitigt. Karl der Große trennt 806 die weltliche und die bischöfliche Gewalt und richtet ein Herzogtum Oberrätien und Unterrätien ein. Oberrätien ist im wesentlichen identisch mit dem heutigen Kanton Graubünden. Nun kommen deutsche Gefolgsleute mit der fremdsprachigen Herren- und Adelschicht ins Land. Aber das war an sich noch nicht der letzte, ausschlaggebende Faktor der fortschreitenden Germanisierung im rätischen Raum. Wir werden auch bald auf die Rolle der Walser zu sprechen kommen. Ein weiteres wichtiges Datum, 843. Im Gefolge der Reichsteilung wurde das Bistum Chur von Mailand gelöst und dem Erzbistum Mainz unterstellt. Es sei an dieser Stelle aber gleich bemerkt, daß das Bistum Chur offenbar von Anfang an eine gewisse Sonder-

stellung gehabt haben muß. Das ergibt sich zum Beispiel aus der sehr interessanten und aufschlußreichen Untersuchung von Jakob Jud, Geschichte der bündnerromanischen Kirchensprache. Wir finden in der bündnerromanischen Kirchensprache vielfach die lateinischen Ausdrücke statt der altchristlichen griechischen, also *basilica* statt *ecclesia*, *quingagesima*, bündnerroman. *tschinkaisma* statt *pentecoste* usw. Sie hat also früh eine gewisse Selbständigkeit gehabt.

Die *Raetia secunda*, das nördliche Alpenvorland bis zur Donau, war, wie man allgemein annehmen darf, rascher und gründlicher romanisiert worden. In der Ebene konnten sich Siedlungen, Städte, leichter ausbilden. Und dort finden wir daher auch Spuren des Romanentums trotz Besitznahme durch Bajuwaren und Sueven noch länger erhalten. Schon seit Jung, und nach seinem Buch Römer und Romanen, weiß man, daß Romanen, sogar *vici romani*, in der Umgebung von Regensburg und Salzburg noch im 9. Jahrhundert anzutreffen sind und auch sonst im Alpenvorland. Worauf auch Ortsnamen wie *Walchensee* usw. hinweisen. Die Umgebung von Innsbruck war im 13. Jahrhundert noch zum Teil romanisch, und als Innsbruck das Stadtrecht erhielt (1234), war ein Teil der Bürger noch Ladinier. Im hinteren Stubaital wurde noch im 16. Jahrhundert zum Teil rätoromanisch gesprochen. Die Landnahme der Bayern stieß also nicht in einen von den Romanen völlig entleerten Raum vor. Im Vintschgau, der zunächst vom Bistum Chur abhängig war und erst im Jahre 1618 zur Grafschaft Tirol kam, wurde besonders im oberen Teil noch im 16. Jahrhundert romanisch gesprochen. Im Montafon noch im 18. Jahrhundert. Seit 592 sitzen die Bayern auf dem Brenner und im Brixner Becken. Über die Rolle des Bistums Brixen als des zweiten großen Zentrums im rätischen Raum nach Chur wird noch zu sprechen sein.

Zunächst wollen wir noch einen Blick zurück auf Chur und Umgebung werfen. Die Rückzugskämpfe des Rätoromanischen im weiteren Umkreis von Chur haben sich etwa in folgender Weise abgespielt. Die Stadt Chur selbst war im 15. Jahrhundert mehrheitlich deutsch; auf eine noch vorhandene romanische Minderheit weist aber der Name einer Vorstadt »welsches Dörfli« hin. Ragaz, Pfäfers, Sargans, Liechtenstein waren im 13. bis 14. Jahrhundert zum Teil noch romanisch.

Und nun zum Bodenseeraum. Hier finden wir mindestens noch um die Mitte des 7. Jahrhunderts Romanen. In der *Vita et miraculi S. Galli* von einem unbekanntem St.-Galler Mönch heißt Columban Gallus im zerstörten Bregenz zum Volke reden, da er durch den Schmuck seiner lateinischen Rede hervorrage und ihm dessen Idiom vertraut sei. Und Seite 50 findet sich folgendes: »Vierzig Jahre nach dem Tode des heiligen Gallus durchzog ein gewisser Ortwinus praeses mit einem größeren Heer einen Teil des Thurgaues, verbrannte Konstanz und Arbon und plünderte und mordete überall. Die Arbonenser flüchteten mit ihrer besten Habe zur Zelle des heiligen Gallus und vergruben dort ihre Schätze.« Die Feinde aber fanden sie doch, indem sie sogar das Grab des Heiligen öffneten, indem sie sagten, wie berichtet wird, »*isti Romani ingeniosi sunt, ideo sub loculum bona sua absconderunt*«. Worauf sich später noch

Walahfrid Strabo mit den Worten bezieht, »*isti Rhetiani calliditate abundant*«. («Diese Räter zeichnen sich durch besondere Schlauheit aus¹⁾.«)

In diesem Zusammenhang seien auch noch die ältesten romanischen Glossare erwähnt, die gerade hier in diesem Raum, wenigstens zum Teil, entstanden sind. Da sind die bekannten Reichenauer Glossen aus dem Ende des 8. Jahrhunderts, in welchen schwierigere Stellen der Vulgata durch romanische Formen erklärt werden, durch romanische Sprachformen, die man allerdings heute übereinstimmend als eine ältere Stufe des Nordfranzösischen ansieht. Dann aber auch die Kasseler Glossen. Dort werden romanische Worte, nach Sachgebieten geordnet, durch deutsche Vokabeln erklärt. Gegen Schluß verrät sich der Schreiber oder vielleicht Verfasser; es heißt da: »*stulti sunt romani, sapienti – nicht sapientes – sunt Paioari*« (dumm sind die Welschen, ge-scheit sind die Bayern). Der Verfasser war also offenbar ein Bayer, der in irgendeiner nachbarlichen Beziehung zu den Romanen, also den Rätoromanen, gestanden haben muß; das möchte man annehmen. Allerdings behauptet auch hier die neuere Forschung, es könnte sich doch nicht um Rätoromanisch handeln, sondern wiederum um ältere französische Formen. Wie dem auch sei; auf der damaligen Stufe waren ja das Altfranzösische und das Rätoromanische wohl noch nicht so sehr verschieden, und die Glossare sind auf alle Fälle ein Zeugnis dafür, daß man hier am Bodensee, im Kloster Reichenau, mit Romanen verkehrte und zu tun hatte und das Bedürfnis hatte, die romanische Sprache besser zu kennen. Der Rückgang des Rätoromanischen ist aber nicht allein durch die fränkisch-alemannische Herrenschicht zu erklären. Wenn man die Aufgabe einer angestammten Sprache zugunsten einer anderen, derjenigen der übergeordneten Schicht, verfolgt, so stößt man meist darauf, daß da eine lange Periode der Zweisprachigkeit vorangegangen sein muß. Einer Zweisprachigkeit, die uns einen Hinweis auf ein Nebeneinander, auf ein Durcheinander gibt, auf einen intimen Verkehr und Austausch. Denken wir etwa an das Elsaß, an Elsässerdeutsch, Elsässerfranzösisch, wo sich der zweisprachigen Bevölkerung die Vokabeln bald aus der einen, bald aus der anderen Sprache darbieten. So ähnlich muß es im rätoromanischen Raum gewesen sein.

Hier wurde die Rolle der Walser entscheidend. Ein Teil der Alemannen zog in der Zeit zwischen 800 und 900 aus der inneren Schweiz hinüber in das obere Wallis, die sogenannten Walser, die dann von da aus Vorstöße mit Siedlungen nach den verschiedensten Seiten unternahmen, auch an den Südhang der Alpen gelangten und heute noch in Sprachinseln südlich des Monte Rosa zu finden sind, dann über den Furkapaß und weiter hinüber nach Graubünden wanderten. So finden wir sie früh in Davos, das sich im 16. Jahrhundert, wie uns Campell in seiner *Descriptio Raetiae* berichtet, allein des Deutschen, und zwar des oberwallisischen Dialekts, bedient, allein im Gegensatz

1) Ich entnehme diese Zitate und andere historische Hinweise dem Aufsatz von C. Pult über die *Raetia prima* im Mittelalter, RLIR 3 (1927), 157 ff. Weiteres (insbesondere über die Rolle der Walser, s. u.) bei R. von Planta (ib. 7, 1931, 80 ff.).

zur Umgebung. Später greifen dann die Walser weit aus in den Raum von Chur, Ragaz, Sargans, Prättigau, nach Vorarlberg, wo ja heute noch das große und kleine Walsertal nach ihnen benannt ist. Die erste belegbare Walsersiedlung stammt aus dem Jahre 1273. Von den ersten Zentren Rheinwald und Davos aus breiten sie sich dann rasch nach den verschiedensten Richtungen aus, meist nach den höheren, noch unbesiedelten Alpentälern. Sie wurden nämlich meist von den Feudalherren gerufen, welche diese abgehärteten und arbeitsamen Walserleute gut gebrauchen konnten zur Rodung einsamer, unbewohnter Täler und namentlich auch für den Bergbau, um daraus bessere Einnahmen erzielen zu können. So mußten 1475 die Lugnezer ein Gesetz gegen die Überfremdung erlassen, mit Verkaufsverboten, Verbot der Überlassung von Erb-rechten und dergleichen. Aus dem freien Walserrecht, aus dem freien Recht dieser alemannischen Bauern und Krieger einerseits und aus dem Niedergang des Feudalismus entstanden dann in der Folgezeit die drei Bünde, der Graue Bund, der Bund der Zehn Gerichte und der Gotteshausbund, der letztere benannt nach dem bischöflichen Gotteshaus in Chur. Dieser Bund hatte dann insbesondere die Rechte des Bistums Chur im Inntal, im Engadin und im Vintschgau gegenüber der Grafschaft Tirol und den Habsburgern zu verfechten. In Tirol nimmt man an, daß das Zentralalpengebiet von vornherein nicht so gründlich romanisiert war wie das Alpenvorland und daß die aus diesem zurückweichenden Romanen hauptsächlich zur Romanisierung des zentralen Gebietes beigetragen haben. Die inneren Alpentäler waren aber im Altertum und früheren Mittelalter so gut wie unbesiedelt. Mit dem Vordringen der Bayern über den Brenner beginnt die Germanisierung des Eisack-, Etsch- und Pustertales oder, wie die Bayern es nannten, des Nurichtales. Das Hochstift Brixen, das seit etwa der Mitte des 8. Jahrhunderts anstelle des früheren Bistums von Säben oder Sabiona trat, das seit der Besetzung durch die Langobarden im Jahre 591 nirgends mehr erwähnt wird, dieses Hochstift Brixen hatte von Anfang an Deutsche als Bischöfe. Im Jahr 1027 kam auch die Grafschaft im Inn- und Eisacktal unter das Bistum Brixen. Von Brixen aus erfolgten nun die Neubesiedlungen der bis ins 12. Jahrhundert unbewohnten Dolomitentäler. Das Bistum Brixen hat sich dabei romanischer Untertanen bedient, die offenbar noch in den Seitentälern des Eisacktales saßen, also romanisierter Isarker, römischer Siedler, geflüchteter Romanen aus Vindelicien und Noricum. Genaueres wissen wir darüber nicht. Aber es waren Romanen, mit denen das Bistum Brixen diese Dolomitentäler besiedelte. Interessanterweise sagt dazu Battisti, mit dessen Anschauungen wir uns noch wiederholt zu beschäftigen haben werden, »nelle valli dolomitiche dovremmo riconoscere il riflesso d'un latino provinciale, retico nella valle dell'Isarco, norico in quella della Rienza«. Er spricht hier also von einem provinziellen Latein, mit dem man es zu tun hatte. Das ist interessant, weil das eigentlich ein Gegenargument gegen seine These ist. Dieses provinzielle Latein würde sich ja von dem Latein in Oberitalien von vornherein abheben. Im Gegensatz zu Brixen war das Werk des italienischen Bistums Trient das einer Italianisierung oder Lombardisierung des unteren

Avisiotales, der unteren Etsch und der Gebiete jenseits der Etsch, also Sulzberg und Nonsberg, wo es sich von Haus aus um ladinische Mundarten handelt, die aber eine starke italienische beziehungsweise lombardische Überschichtung aufweisen. Bei dieser Gelegenheit will ich auch gleich erwähnen, daß auch das westliche rätoromanische Gebiet in den Tälern, die zum Kanton Graubünden gehörten und heute noch gehören, sich aber nach Süden öffnen wie beispielsweise das Bergell, das von Haus aus und heute auch noch erkennbar rätoromanisch ist, eine starke lombardische Überschichtung aufweist. Im Poschiavotal natürlich in entsprechender Weise ebenfalls. Das Bistum Trient hat seinerseits nun von Süden herauf entscheidend dazu beigetragen, daß es zum endgültigen Riß zwischen dem westlichen Teil des Rätoromanischen und dem zentralen kam. Vom Norden herunter Germanisierung, vom Süden herauf Italianisierung.

Was nun Friaul betrifft – es ist das Gebiet im östlichen Teil der venezianischen Ebene –, so gehört es, wie Sie ja aus den Grenzen Rätiens ersehen, von vornherein nicht zur *Raetia*, und das wäre ein Grund, den ich vorhin vergessen habe zu erwähnen, der sich gegen die Bezeichnung »rätoromanisch« wendet, wie das ja Gamillscheg auch geltend gemacht hat. Das Friaulische bliebe dann außerhalb. Im Friaulischen kann man dann wohl schlechterdings kaum von einem rätischen Substrat sprechen; die Bezeichnung »rätoromanisch« würde hier nicht gut zutreffen. Im Friaul werden wir nun mit einer sekundären Sprachschicht zu rechnen haben. Das Friaulische reicht von den Ausläufern der Alpen bis an die Livenza und besitzt gegenüber dem Venezianischen eine ganz ausgesprochene Sprachgrenze. Das sind zwei so verschiedene Sprachtypen wie Wasser und Feuer, die sich nicht gut mischen. Wohingegen es sich zwischen Rätoromanisch und Lombardisch ganz anders verhält. In Friaul hätten wir es offenbar mit einer sekundären Sprachschicht zu tun, da Friaul von jeher das offene Tor für Einfälle aus dem Osten war und die verschiedensten Völkerwellen darüber hinweggegangen sind, Einfälle von fremden Völkern, die Zerstörungen, Verwüstungen mit sich brachten und im Gefolge davon Neubesiedlungen. So erklärt zum Beispiel Gamillscheg in seiner *Romania Germanica* im 2. Band, daß die neue Bevölkerung Friauls aus dem Alpengebiet, in erster Linie aus Noricum, stamme, wo die Slaweninvasion um die Wende des 6. zum 7. Jahrhundert die Romanen zur Auswanderung zwang. Wir können auf Detailfragen nicht eingehen; es würde sich die Frage daran knüpfen – eine sehr wesentliche Frage –, ob die spezifisch rätoromanischen Züge des Friaulischen nun von einer aus Noricum stammenden Bevölkerung eingeschleppt werden konnten. Das würde unsere Vorstellungen von der Ausbildung des rätoromanischen Alpengebietes wesentlich verschieben. Da müßte auch Noricum wesentlich rätoromanisch gewesen sein, das heißt nicht rätisch, aber es müßte Züge mitbekommen haben, die das übrige Rätoromanische charakterisieren. Diese These stößt auf gewisse Schwierigkeiten.

Battisti denkt an Wiederbesiedlung von Carnien aus im Gefolge der Ungarneinfälle der Jahre 899, 904, 923, 942. Ich kann hier auf die Einzelfragen nicht weiter ein-

gehen. Es sei nur erwähnt, daß dieses Gebiet nun als geistiges Zentrum das Patriarchat von Aquileja hatte, so daß wir im rätoromanischen Raum mit drei großen geistigen Zentren zu rechnen haben: Chur, Brixen und Aquileja. Noch eines sei kurz gestreift: in Triest wurde zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts noch eine rätoromanische Mundart gesprochen. Wir haben Dokumente davon erhalten. Viel länger hat sich diese Sprachform in dem jenseits des Golfes, Triest gegenüberliegenden Muggia erhalten. Das wirft vielleicht doch noch mancherlei Fragen auf, die heute nicht gelöst sind. Denn darüber hinaus müßte man sich auch die Frage vorlegen nach den ursprünglichen Zügen der Mundarten von Istrien, nicht der italianisierten beziehungsweise venezianisierten, sondern der älteren romanischen Schicht, des »Istriotischen«. Schon Ascoli weist darauf hin, daß da noch Fragen zu lösen sind. Eine ältere Stufe des Romanischen liegt ja darunter, die vielleicht illyroromanisch war.

Was nun die heutige Verbreitung des Rätoromanischen betrifft, so sehen Sie ja, daß es sich hier um ein Trümmerfeld handelt. Wir haben da das Rätoromanische in der Schweiz, vom Norden und vom Süden her angeengt. Am Oberrhein und südlich davon am Hinterrhein sitzen Deutsche. Zwischen dem Obwaldischen am Vorderrhein und dem Oberhalbstein gibt es nur noch einen ganz schmalen Zusammenhang da in der Gegend von Tiefencastel und einen weiteren hinüber zum Engadinischen mit dem Zipfel des Münstertales. Das ist also ein Gebiet, das seinerseits schon sehr stark eingeeengt, nun noch völlig getrennt vom Zentralladinischen, von den Mundarten des Dolomitengebietes ist, so wie diese wieder vom Friaulischen getrennt sind. Es handelt sich also um ein Trümmerfeld, um Rückzugsgebiete, die nie eine geopolitische und staatliche, das heißt keine Verkehrseinheit und keine staatliche Einheit besessen haben und auch kein gemeinsames geistiges, kulturelles Zentrum, dafür aber, wie gesagt, die drei Bistümer Chur, Brixen und Aquileja. Gebiete, die auch nie eine gemeinsame Schriftsprache als ausgleichenden, einigenden Faktor hervorgebracht haben. Dafür hat Graubünden aus den Anfängen im 16. Jahrhundert, das heißt aus den mit der religiösen Bewegung sehr stark zusammenhängenden Bibelübersetzungen usw., mindestens drei Schriftsprachen entwickelt. Eine ober-, eine unterengadinische und eine obwaldische. Dazu gibt es noch Ansätze einer Oberhalbsteiner Schriftsprache. In Friaul hat seit je das Italienische die Rolle der Schrift-, Kultur- und Amtssprache innegehabt, wobei in den Städten allerdings in den gebildeteren Schichten auch das Venezianische als Verkehrssprache eine Rolle spielt. In den ladinischen Mundarten in Südtirol hat in der österreichischen Zeit das Deutsche die Geltung einer Amts- und Kultursprache besessen.

In Ansehung dieser Verhältnisse kann man da von einer Gemeinsamkeit oder gar von einer Einheit sprechen? Man denkt natürlich sofort wieder an das gemeinsame Substrat; aber das besagt ja nicht viel. Da wäre wiederum Battisti zu zitieren: »Nella struttura grammaticale neolatina dei dialetti non c'è nulla che possiamo attribuire al sostrato retico o illirico.« (»In der neulateinischen grammatischen Struktur der Dia-

lekte gibt es nichts, was wir einem rätischen oder illyrischen Substrat zuschreiben können.«) – Offenkundiger ist der Zusammenhang des Rätoromanischen mit dem Gallo-romanischen im Westen. Da sind gewisse Gemeinsamkeiten im Vokalismus, wovon wir noch zum Teil zu sprechen haben werden, insbesondere bei den unbetonten Vokalen, die ja in weitem Maße vernachlässigt werden und abfallen so wie auch in den galloitalischen Mundarten. Hier haben wir also eine Gemeinsamkeit. Gallische Ortsnamen und Siedlungen finden wir in einem gewissen Maße im Westen des rätoromanischen Gebietes. Nehmen wir als letzten östlichen Zeugen *Bregenz/Brigantii*; das Wort stimmt überein mit dem schweizerischen *Brienz*, mit der italienischen *Brianza* und dem französischen *Briançon*. Solche gallische Ortsnamen finden wir hauptsächlich im Westen; vom Gotthard bis zum Brenner fehlen sie dann so gut wie ganz, in Noricum sind sie dann natürlich wieder zu Hause. In Friaul finden wir wieder vereinzelt gallische Ortsnamen. Im Wortschatz des Bündnerischen ist die Zahl der gallischen Wörter größer als in den weiter östlich gelegenen Gruppen. Man könnte also von einer Abstufung der gallischen Substratwirkung von West nach Ost sprechen. Aber von keinem gemeinsamen gallischen Substrat. Was nun die Spuren vorindogermanischer Sprachen in Ortsnamen und dergleichen betrifft, so können wir damit für die Erklärung des Aufbaus eines rätoromanischen Volkstums und rätoromanischer Sprache nichts anfangen. Das sind vereinzelt Spuren, die so gut wie nichts besagen.

Hat es also eine ursprüngliche Einheit und Zusammengehörigkeit der drei rätoromanischen Sprachgruppen gegeben? Christian Schneller (im Jahre 1870) sagt: »Wir haben somit einen eigenen friaulisch-ladinisch-churwälschen Kreis als selbständiges, wenn auch nie zu einer eigenen Schriftsprache gelangtes, ja nicht einmal vom Bewußtsein eines inneren Zusammenhanges charakterisiertes Hauptgebiet der romanischen Sprachen vor uns.« Ascoli in seinen *Saggi ladini* ging es aber gerade darum, die Einheit des Ladinischen im Gegensatz vor allem zu den norditalienischen Mundarten darzulegen, und zwar mittels seiner Methode der Herausarbeitung der »particular combinazione«, der besonderen Kombination von Merkmalen. Theodor Gartner geht ungefähr denselben Weg und verwendet auch in der Hauptsache dieselben Kriterien wie Ascoli. Nun hat Battisti, ein Nonsberger von Geburt, hervorragender Romanist und Sachkenner, Wert darauf gelegt, darauf hinzuweisen, daß er als erster in einem Aufsatz aus dem Jahre 1910, *Lingua e dialetti nel Trentino*, die These verfochten habe, die dann bald darauf der Tessiner Carlo Salvioni in einem Vortrag »Ladinia e Italia« im Jahre 1917 auch herausgestellt hat, daß nämlich den ladinischen Mundarten jede Selbständigkeit abzusprechen sei. Sie seien nichts anderes als archaische Stufen der norditalienischen Mundarten. Diese These hat damals, im Anschluß an den Vortrag von Salvioni, sofort den heftigen Widerspruch der Schweizer Romanisten, vor allem Jakob Juds, gefunden, aber auch der Rätoromanen selbst, eines Mannes wie Robert von Planta und anderer. Und in Italien hat sie den Widerspruch von Clemente Merlo als des treuesten Bannerträgers Ascolis und seiner Anschauungen gefunden, auch Ber-

tonis und anderer. Auch in Italien ist die Meinung keineswegs einheitlich auf der Seite Battistis. Dazu nun folgendes: Durch Volksbefragung vom 20. Februar 1938 wurde das Rätoromanische als vierte Landessprache der Schweiz – Landessprache, aber nicht Amtssprache – anerkannt. Battisti und sein Stab in dem »Istituto di studi per l'Alto Adige« in Florenz hält nach wie vor an seiner These fest.

Diese Streitfrage ist letzten Endes ja viel älteren Datums. Schon Ulrich Campell in seiner *Descriptio Raetiae* aus dem Jahre 1570 bezeichnet die Sprache der Raetia Curiensis, vor allem aber die des Engadins und oberen Vintschgaus, als »lingua raetica« oder »idioma raeticum« und fügt hinzu, auch nach Meinung der Lombarden sei sie vom Italienischen sehr verschieden, was auch aus der rauheren Wesensart der Sprecher hervorgehe.

Der Begriff »Einheit«. Können wir hier damit überhaupt etwas anfangen? Wie verhält es sich mit dem Begriff der Einheit einer Sprache, der »unità della lingua«? Benedetto Croce hat in seiner Kritik der Stellungnahme Manzoni's zur jahrhundertealten Streitfrage, der *questione della lingua*, der Frage nach der Einheit und der letzten Vorbildlichkeit einer bestimmten Form der italienischen Sprache, die jener in dem heute noch gesprochenen Florentinischen fand, folgendes gesagt: »Il problema dell'unità della lingua è un problema inesistente, non essendovi niente di comune tra il concetto di lingua e il concetto di unità.« (»Das Problem der Einheit der Sprache ist ein nicht-existentes Problem, da es nichts Gemeinsames zwischen dem Begriff »Sprache« und dem Begriff »Einheit« gibt.«) In der Tat, auch der große Sprachforscher Hugo Schuchardt betonte immer wieder, daß alles sprachliche Leben auf Mischung beruht, und wenn wir uns an den modernen Strukturalismus halten, der die Sprache einer Gemeinschaft als ein System von Ausdrucksmitteln ansieht, die alle irgendwie aufeinander angewiesen sind, so daß man kein einzelnes Element herausnehmen kann, ohne den ganzen Bau in Unordnung zu bringen, selbst der Strukturalismus muß heute bekennen, etwa nach E. Coseriu, daß Sprache ein System, ja, aber ein offenes System, ein in ständigem Umbau begriffenes System ist. Also mit der Frage nach der Einheit kommen wir nicht weiter; sie wird immer umstritten sein. Wir sollten sie ersetzen – und im Grunde hat das ja Ascoli auch schon getan – durch die Frage nach der Abgrenzbarkeit. Wenn wir nicht Sprachen selbst abgrenzen können, sondern nur ihre Merkmale, so wie wir das seit Schuchardt wissen, muß man beachten, daß es auch solche Merkmale gibt, welche eine abzugrenzende Sprachgemeinschaft gerade noch mit der Nachbargemeinschaft teilt, wohingegen andere dann stufenweise wieder wegfallen können. Auf diese Weise erklärt sich die Abstufung großer Mundartgebiete im Raum. Wofür Schuchardt das Bild vom Regenbogen gebrauchte, dessen Farben allmählich ineinander übergehen. Projizieren wir diese räumliche Abstufung zurück in die zeitliche, das heißt die Sprachentwicklung, so heißt das folgendes: Bei der Differenzierung des Vulgärlateins, bei der Ausbreitung im Raum des römischen Imperiums, bei dem, was wir mit von Wartburg auch die Ausgliederung der romanischen Sprachräume nennen können, ist zu unter-

scheiden zwischen archaischen Zügen, das heißt bewahrten Merkmalen, und Neuerungen. Wichtig sind natürlich die Neuerungen. Bei der »particolare combinazione« ist also zu beachten, daß dabei ein Moment der Willkür letzten Endes nie ganz ausgeschaltet werden kann. Und selbst Battisti sagt an einer Stelle, es bleibe Geschmackssache, wohin man die ladinischen Mundarten zuweisen will. Das entschlüpfte ihm einmal; aber wir werden ja bald sehen, daß viele Kriterien tatsächlich schwer in dem einen oder anderen Sinne gedeutet werden können.

Für diese ganze Problematik will ich einige illustrative Beispiele geben. Aus der Wortschichtung im Raume des ganzen römischen Imperiums. Nehmen wir ein Wort wie lat. *pulcher*. Das war nie ein volkstümliches Wort, sondern ein literarisches. Die Volkssprache drückte sich anders aus. Für den antiken Menschen war »schön« das Formenschöne, das Wohlgestaltete. Das eigentliche Wort der Volkssprache war *formosus*. Und nehmen wir, um gleich zwei Fliegen mit einem Schlag zu treffen, den Komparativ *pulcherior*, im Vulgärlateinischen analytisch ausgedrückt *magis formosus*: dafür finden wir im Westen der Romania, das heißt des römischen Imperiums, heute noch port. *mais formoso*, span. *más hermoso* – das ist alles *magis formosus* – und im äußersten Osten rum. *mai frumos*. Die mittleren Gebiete, das, was ich die »Mittelachse« der Romania nennen möchte, Italien und Gallien, dieser Raum, der noch viel länger einen Zusammenhalt im Verkehr gehabt hat, nachdem die äußeren Provinzen kaum noch von Neuerungen aus dem Innern erreicht wurden, die haben den anderen Ausdruck, der auch schon da war, im lateinischen *bellus* »niedlich, hübsch«. Das ist ein Wort mit einem gewissen Affektwert in der Familiensprache, das sich offenbar später durchgesetzt hat, *bellus*, und nicht *magis bellus*, sondern *plus bellus*, it. *più bello*, fr. *plus beau*, bündnerroman. *plü* oder *pli biälts*; friaul. *plui biél* usw. Der mittlere Raum hat also diesen Ausdruck. Oder noch ein anderes Beispiel, das die Dinge vielleicht noch besser illustriert: *invenire* »finden«; dieses Wort ist in keiner romanischen Sprache erhalten, das konnte sich nicht halten, denn es litt an lautlicher Schwindsucht. Dafür tritt eine neue Bezeichnung auf, eine merkwürdige, zunächst *afflare* »anblasen, beschnuppern«, also wahrscheinlich aus der Jägersprache von dem Jagdhund gebraucht, der etwas findet. Dieses Wort *afflare* finden wir im äußersten Westen, im Portugiesischen *achar*, im Spanischen *hallar*, diesmal auch im äußersten Süden Italiens, der ja auch sehr archaisch ist, in sizilian. *a'ssari*, kalabr. *ab'h'ari*, rum. *a aflà*, rätoroman. *aflar*. Der ganze Umkreis hat den älteren Worttyp erhalten, wobei im Rätoromanischen freilich noch ein anderes Ersatzwort auftritt, das auch sonst im Romanischen vorkommt, *captar*. In den Gebieten der »Mittelachse« finden wir die Neuerung *tropare*, it. *trovare*, fr. *trouver*. Was besagt uns das? Ältere Sprachformen haben sich in einem ehemals großen, zusammenhängenden Sprachgebiet an der Peripherie, in Randlage erhalten. Also die Randlage ist aufschlußreich für das, was einmal auch im Innern vorhanden gewesen sein muß. Wir brauchen nur die verschiedenen Überreste in der Randlage zusammenzustellen und sozusagen an diesem Zipfel ein Tuch wegzuheben,

und darunter kommt die alte Schicht zum Vorschein. Die Randlage bewahrt die archaischen Stufen. Nun, von der Romania her gesehen ist das Rätoromanische eine Sprache in der Randlage, und wir dürfen uns nicht mehr wundern, daß wir hier auch noch andere ältere lateinische Ausdrücke erhalten finden, die in den anderen romanischen Sprachen entweder ganz oder nur vereinzelt vorkommen, zum Beispiel *incipere* ›anfangen‹, Bündnerroman. *entscheiver*, in diesem Fall allerdings auch rum. *a începe*. Oder andere wie *quiescere*, Bündnerroman. *quescher* ›verschweigen‹; *encurir* ›suchen‹, *coccinus*, Bündnerroman. *cótschen* in der Bedeutung ›rot‹, sonst nirgends erhalten. Oder *mus*, Akkusativ *murem*, ›Maus‹, als *mür* oder *mir* im Bündnerromanischen, während sonst die romanischen Sprachen dafür *sorex* gewählt haben. Diese Beispiele ließen sich noch lange fortsetzen. Bei der Randlage in einem so großen, ursprünglich zusammenhängenden Sprachgebiet wie der Romania können nun aber Neuerungen natürlich aus der benachbarten Fremdsprache hereinkommen. Es können Entlehnungen erfolgen. Im Rätoromanischen also aus dem Deutschen, und davon hat das Rätoromanische auch ausgiebigen Gebrauch gemacht. Wir finden darin sehr viele deutsche Lehnwörter in allen drei Gebieten, das heißt im Bündnerromanischen und Zentral-ladinischen natürlich mehr als im Friaulischen. Worte wie *Brust*, *Metzger*, *Sattler*, *Schneider*, *Bäck* und dergleichen finden sich da in großer Zahl. Nun noch etwas anderes, die Vorliebe für untrennbare Vorsilben: zum Beispiel *scriver sü* ›aufschreiben‹, *rir oura* ›auslachen‹ und dergleichen. Nun haben die anderen romanischen Sprachen gewiß auch Wendungen, die sich vergleichen lassen, Verbindungen von Verb mit Adverb, aber in beschränktem Maße. In der Weise wie das Bündnerromanische kennt keine Sprache die Vorliebe für solche Bildungen, und in den paar Beispielen haben Sie ja wohl gesehen, daß es sich da vielfach um Lehnübersetzungen handelt.

Wir wollen aber nun noch in aller gebotenen Kürze die wichtigsten Merkmale diskutieren, mit Hilfe deren Ascoli und dann Gartner und andere nach ihnen das Rätoromanische als Gesamtheit von den romanischen Nachbarsprachen, vor allem den italienischen Mundarten abzutrennen versucht haben.

Das Rätoromanische bewahrt das auslautende *-s* wie die gesamte Westromania im Gegensatz zur Ostromania, das heißt Italien und Rumänien. Der Schwund oder die Bewahrung dieses auslautenden *-s* ist deshalb natürlich von großer Bedeutung, weil davon die Pluralbildung der Nomina, zum Teil auch die Verbalflexion, abhängt. Die Pluralbildung, indem also bei den Maskulinen, zum Beispiel der zweiten Deklination, der Nominativ auf *-i* im Italienischen, im Rumänischen usw. sich durchgesetzt hat. Im Plural ist hier der alte Nominativ erhalten. Im Westen aber wird, wie Sie ja aus dem Französischen und Spanischen wissen, der Plural mit *-s* gebildet. Das Rätoromanische hat ebenfalls die Pluralbildung mit *-s*. Nun macht auch hier wieder Battisti seine Einwendungen und weist darauf hin, daß das *-s* in Oberitalien ja auch ziemlich spät verstummt sein muß, später als im transapenninischen Italien. Heute noch sagt man etwa im Venezianischen in der Frageform: *Gas-tu?* – *hai (tu)?* *Vas-tu?* Darüber

hinaus konnte man darauf hinweisen, daß es auch sonst in Oberitalien Spuren einer längeren Erhaltung des *-s* gibt. In dieser Hinsicht hätte das Rätoromanische dann nur eben eine archaische Stufe erhalten. Battisti weist auch noch auf folgendes hin: auf ein längeres Schwanken auch im Rätoromanischen im Plural der Substantive der lateinischen zweiten Deklination zwischen *-i* und *-s*. Es finde sich beides, es herrsche Schwanken in dem ältesten überlieferten romanischen Text, in dem sogenannten Codex Einsiedlensis aus dem 12. Jahrhundert. Aber abgesehen davon, daß es sich da um den ersten überlieferten Versuch der Aufschreibung und Niederschrift rätoromanischer Rede handelt, um die Übersetzung eines lateinischen Homiliars, abgesehen davon kann man sagen, das sei eben ein Hinweis darauf, daß im Rätoromanischen das Zweikasusflexionssystem, die Unterscheidung vom Nominativ und Akkusativ, so wie es für das Altfranzösische und Altprovenzalische charakteristisch ist, sich noch länger erhalten hat. Das zeigt sich in diesen Schwankungen, und dafür gibt es noch ein anderes sehr charakteristisches Beispiel, wie es keine andere romanische Sprache besitzt. Am Vorderrhein finden wir nämlich beim prädikativen Adjektiv den Nominativ noch durch *-s* gekennzeichnet. Es heißt: *il mir ei alfs* ›die Mauer ist weiß‹, oder in anderen Fällen: *il vin ei biälts e buns* ›der Wein ist recht gut‹. Oder *al čadún ei nofs* ›der Löffel ist neu‹. Das ist ein deutlicher Hinweis, daß das Gefühl für den Nominativ, für die Unterscheidung wenigstens zweier Kasus noch lange Zeit nachgewirkt hat. Um dieses Argument nun zu Ende zu führen (wir wollen hier nicht auf Einzelheiten eingehen): in der Endung *-as* beim Femininum Pluralis finden wir auf dem ganzen rätoromanischen Gebiet das *-s* von vorneherein erhalten.

Ein anderes Merkmal, die Entwicklung der Gruppe *Konsonant* in Verbindung mit einem folgenden *l*. Bekanntlich ist dieses *l* im Italienischen zu *i* geworden. Wiederum sagt Battisti, in den altnorditalienischen Texten fänden wir noch die Schreibung mit *l*. Das beweist nicht viel. Er weist ferner daraufhin, daß im Voralpengebiet nördlich von Bergamo und Brescia auch heute noch das *l* gesprochen wird. Wenn wir so vorgehen, dann könnten wir natürlich sagen: Die den norditalienischen benachbarten Mundarten haben auch das *l* bewahrt, da sind auch noch ältere Stufen im Provenzalischen und Frankoprovenzalischen. Wo ziehen wir aber da die Grenze? Wir sehen also hier das Willkürmoment bei solchen Kriterien, namentlich wenn es sich um die Bewahrung von Merkmalen handelt. Außerdem dürfen wir folgendes nicht außer acht lassen: die Po-Ebene war sozusagen die Drehscheibe zwischen Ost- und Westromania; das Verstummen des auslautenden *-s* hat sich hier relativ spät durchgesetzt. In einem anderen Fall geht die gesamte Po-Ebene von vorneherein mit der Westromania, nämlich in der Erweichung der stimmlosen Verschußlaute zwischen den Vokalen. Das gesamte Norditalien einschließlich des Venezianischen hat in diesem Fall sich der Westromania angeschlossen. Man hat geradezu den Eindruck, auch wenn man die altnorditalienischen Literaturdenkmäler betrachtet und ihr Streben nach einer Schriftsprache, es wäre beinahe möglich gewesen, daß sich eine selbständige norditalienische

Schriftsprache etwa auf venezianischer Grundlage herausgebildet hätte, wenn nicht dann der überragende kulturelle Einfluß der Toskana, Florenz', der großen Dichter wie Dante, Petrarca und Boccaccio diese Frage endgültig entschieden hätte. Es ist sehr schwer, mit den norditalienischen Verhältnissen so oder so zu operieren.

Nun aber Züge der Neuerung, die wichtiger sind. Da ist die Entwicklung der Lautgruppe *ca-*, *ga-* zu *c'a*, *g'a*, das heißt »gequetschten Lauten«. Sie gehört in einen großen Zusammenhang. Dieser ganze Sprachwandel ist augenscheinlich von Nordfrankreich ausgegangen, wo wir die gleiche Veränderung haben. In Nordfrankreich ist die fortgeschrittene Stufe unter Verlust des Verschlusselements bereits erreicht (*cha*, *ja*), die Vorstufe, wie wir sie heute im Rätoromanischen noch haben, war sicher dort auch gesprochen worden. Es sei aber gleich in Klammer erwähnt: in Nordfrankreich ist ein Gebiet ausgeschlossen, das pikardische und normannische. Es ist längst bekannt, daß das dort erhaltene *ka* auf die Franken beziehungsweise Normannen zurückgeht, daß die Germanen im Kontakt mit den Romanen die ihnen ungewohnte galloromanische Entwicklung wieder rückgängig gemacht haben. Das ist deshalb wichtig, weil wir auf rätoromanischem Gebiet etwas Ähnliches finden werden. Von Nordfrankreich ausgehend, das gesamte Nordfranzösische und Frankoprovenzalische umfassend mit einer Grenzzone auch zum Provenzalischen hinüber, hat diese Erscheinung sich im gesamten Alpenraum durchgesetzt bis hinunter nach Friaul. Überall finden wir diese Entwicklung in den verschiedenen mundartlichen Abstufungen.

Nun, wie wird Battisti mit dieser Erscheinung fertig? Es sei im voraus schon erwähnt: er weist darauf hin, daß auch im lombardischen Voralpengebiet die Erscheinung zu Hause ist. Gewiß, es wurde davon mit umfaßt; ich glaube aber nicht, daß er recht hat, wenn er behauptet, dort sei sie älter gewesen. Das ist aus dem ganzen geographischen Zusammenhang heraus ja höchst unwahrscheinlich. Im Rätoromanischen, im Bündnerromanischen, finden wir Unterbrechungen, räumliche Unterbrechungen der Erscheinungen und auch Einschränkungen auf besondere Bedingungen, sei es auf die betonte Silbe, sei es auf unbetonte Silbe vor Labial. Damit hat sich bereits Robert von Planta auseinandergesetzt durch seine Untersuchung der bündnerischen Orts- und Flurnamen in einem Aufsatz in der *Revue de linguistique romane*, 7. Band. Er hat gezeigt, daß da die Walser von entscheidender Bedeutung waren. Die Walser: wiederum sind es also Germanen, denen diese romanische Lautentwicklung fremd war, die aber das deutliche Bewußtsein der Entsprechung hatten. So haben sie nicht nur entsprechend selbst, soweit sie mit den Rätoromanen verkehrten, sondern darüber hinaus dann auch als deutsche Schreiber in den Amtsstuben, in den Ortsnamen usw. korrektes *k* wieder hergestellt. Daher die vielen Stufen der Unterbrechungen dieser Erscheinung im bündnerromanischen Raum. Nach Battisti ist die Erscheinung schon in Graubünden weder alt noch vollständig. Was die Vollständigkeit betrifft, so wissen wir ja, wie es damit steht. Daß sie nicht vor dem 16. Jahrhundert zu bezeugen ist: nun, die rätoromanische Literatur beginnt erst im 16. Jahr-

hundert, und die alte korrekte, das heißt latinisierende Schreibung hat sich natürlich lange halten können. Battisti weist ferner darauf hin, daß sie räumlich getrennt sei vom Zentralladinischen und vom Friaulischen und daß man davon weder in den eingedeutschten Mundarten indirekte Spuren fände noch in den Ortsnamen, obwohl er selbst in seinem *Dizionario toponomastico altoatesino* aus der Gegend von Teufers Ortsnamen belegen muß wie *Ciasté*, *Cianál*, *Ciomp* usw. oder selbst *tumgrant* aus *campu grande*, wo die Deutschen dann den rätoromanischen Laut *t'*- einfach durch *t* wiedergegeben haben. Für den sprachgeographisch Geschulten kann es sich hier natürlich um keine bloß zufällige Übereinstimmung zwischen den zwei getrennten Gebieten handeln. Es muß ein Zusammenhang bestanden haben. Solche spezifischen Erscheinungen treten eben nicht zufällig an räumlich getrennten Stellen auf. Da treffen wir nun auf eine überraschende Auffassung bei Battisti in seiner *Storia della questione ladina* (p. 57): ein Zusammenhang der zentralladinischen Erscheinung mit Chur als Ausstrahlungszentrum sei historisch unmöglich, da das untere Inntal, der Brenner und das Eisacktal seit dem 6. Jahrhundert bayrisch gewesen seien und man andererseits im Vintschgau auf Störungen dieser Entwicklung durch die Auswirkung aus dem Raum von Trient stoßen müßte. Dazu ist nun folgendes zu sagen: Aufgabe des Sprachwissenschaftlers ist es, aus seinem Material, seinen Gegebenheiten, die Schlüsse zu ziehen und sich dabei nicht auch noch den Kopf des Historikers zu zerbrechen, sondern hintendrein mit seinen Schlüssen und Gegebenheiten an den Historiker heranzutreten. Aus der Zusammenarbeit beider muß sich dann ergeben, wie die sprachlichen Verhältnisse mit der Historie in Einklang gebracht werden können. Diese Stellungnahme ist um so erstaunlicher, als Battisti selber für die bayrische Hochebene und das Alpenvorland auf längeres Zusammenleben beider Bevölkerungsgruppen bis mindestens ins 9. Jahrhundert hinweist und er in diesem Punkte auch von Wartburgs Auffassung widerspricht, durch den Vorstoß der Alemannen aus dem Rheinknie nach Süden, nach dem schweizerischen Hochland sei die West-Ost-Verbindung zwischen Nordfrankreich und Rätien endgültig unterbrochen worden, denn der Alpenübergang über Furka- und Oberalppaß sei ja während des größten Teiles des Jahres unbenutzbar. Wir werden noch auf einen Punkt zurückkommen, der ein merkwürdiges Licht darauf wirft. Bei dem alemanischen Vorstoß widerspricht Battisti der Auffassung Wartburgs und will offenbar doch damit anerkannt haben, daß die Alemannen bei ihrem Eindringen in die nördliche Schweiz auch noch neben Romanen siedelten und daß dadurch kein Einschnitt, keine Verkehrsunterbrechung gegeben war. Wie sollen wir also die Verbreitung dieser Erscheinung erklären? Für Nordfrankreich nimmt Elise Richter in ihrem Buch über die Chronologie der Romanismen (ein übrigens merkwürdiger Titel; es ist eigentlich eine Geschichte der Entwicklung vom Vulgärlatein zum Altfranzösischen) ein sehr frühes Datum an: daß nämlich die Erscheinung in Nordfrankreich sich mindestens im 6. Jahrhundert schon ausgebreitet haben müsse. Dem wird man wohl zustimmen müssen. Man wird dann etwa sagen können, daß wahrscheinlich bald oder

gleich im Anschluß an die Angliederung Rätians an das Frankenreich diese Erscheinung eben durch den ganzen Alpenraum weitergewandert sein muß.

Nun noch eine andere Erscheinung, wiederum ein Merkmal der Neuerung. Ascoli hat bei verschiedenen Gelegenheiten den Wandel eines betonten *á* zu *é*, wie wir ihn im Französischen finden, als »l'acutissima fra le spie celtiche«, als das markanteste Beispiel keltischer Substratwirkung, bezeichnet. Diese Erscheinung greift Battisti auf für das Rätoromanische und die oberitalienischen Mundarten, allerdings um sie im umgekehrten Sinne zu verwenden. Einen solchen Wandel von betontem *á* zu *é* findet man in der Val Leventina, dann im Bergell, von Bergün bis hinüber ins Engadin und davon räumlich getrennt auch im Zentralladinischen. In der Po-Ebene ganz sporadisch, in den piemontesischen Mundarten nur im Infinitiv der ersten Konjugation auf *-are*, dann aber südlich, von der Romagna ausgehend in einem Keil längs der Via Aemilia bis Piacenza. Es ist also offenkundig, daß die Erscheinung hier von der Romagna ausgegangen ist. Dazu meint Battisti: nachdem diese Erscheinung auch im Norditalienischen vorkomme, aber wahrscheinlich von Mailand, von dem Kulturzentrum aus, rückgebildet wurde, dürfe man nicht, wie Ascoli meinte, etwa mit einer Ausstrahlung aus dem rätischen Raum in die norditalienische Ebene rechnen, sondern es handle sich hier, wie auch bei der Verbreitung des Diphthongen *ei* für *e*, um die Hebel einer Zange, die die norditalienische Ebene umschließen. Nach den Kriterien von vorhin, mit den Erscheinungen in Randlage, wäre das Dazwischenliegende nur überdeckt, und die ältere Stufe müsse also da auch einmal vorhanden gewesen sein. In diesem Falle stimmt das aber nicht. Und zwar deshalb nicht, weil wir die beiden Erscheinungen in einen größeren Zusammenhang hineinstellen müssen. Es ist längst erkannt, daß der Wandel von *á* zu *é*, wie er im Französischen und in den italienischen Mundarten vorkommt, eine Erscheinung im Zusammenhang einer großen Diphthongierung ist. Einer Längung der betonten Vokale überhaupt, dort wo sie gelängt werden können, das heißt vor einfacher Konsonanz. Und in der Tat: in dem ältesten französischen Literaturdenkmal, in der Sequenz auf die heilige Eulalia, findet man ja auch einmal geschrieben: *maent* aus lat. *manet*. Das ist also in dieser Schreibung die ältere Stufe eines Diphthongen, aus dem dann später *e* wird. Solche Diphthongstufen könnte ich aus italienischen Mundarten, insbesondere aus den romagnolischen, die ich ja von Ort zu Ort aufgenommen habe, zahllos aufführen und zeigen, wie sie an gewissen Orten dann durch Monophthongierung aus den Diphthongen schließlich wieder zu *e* werden. Wir müssen diese Erscheinung hineinstellen in den Zusammenhang der Diphthongierung überhaupt dort, wo sie in dieser Weise konsequent auftritt. Wo sie bodenständig ist und im Prinzip alle Vokale ergreift, nicht etwa bloß zwei, etwa *a* und *e*. Das ist der Fall im Nordfranzösischen mit dem Frankoprovenzalischen, im Rätoromanischen, wo die Diphthongierung sämtlicher Vokale, und zwar auch *i* und *u*, erscheint, im Romagnolischen und im Abruzzesisch-Apulischen. Die Dinge verhalten sich da offenbar so: der Anstoß zu diesen Diphthongierungserscheinungen, zu den Längungen betonter

Vokale, und zwar nur in dieser Stellung vor einfacher Konsonanz, der ist wahrscheinlich von Nordfrankreich ausgegangen. Er ist wiederum nur der Mittelachse der Romania eigen, dem nordfranzösischen, frankoprovenzalischen und rätoromanischen Raum und den meisten italienischen Mundarten in verschiedenen Abstufungen, wobei das Venezianische und das Toskanische eine gewisse Sonderstellung haben. In der Mittelachse hat sich offenbar eine neue Akzentlage zu irgendeiner Zeit einmal ausgebreitet. Ob sie im Zusammenhang steht mit dem germanischen Superstrat, wie Wartburg annimmt, dem fränkischen in Nordfrankreich, eventuell dem langobardischen in Norditalien, das mögen wir dahingestellt lassen. Aber nachdem diese Erscheinung irgendeinmal – und zwar wahrscheinlich wiederum ziemlich früh – sich ausgebreitet hat, hat sie ein besonderes Betätigungsfeld im rätoromanischen Raum gefunden, und dort finden wir in den vielen Talschaften, die keinen starken Verkehr untereinander haben, eine solche Fülle von Diphthongformen, wie sie kaum irgendwo, nicht einmal in der Romagna, höchstens in Apulien und den Abruzzen, ihresgleichen haben. Das hat also nichts zu tun mit den vorhin erwähnten Erscheinungen im lombardisch-piemontesischen Raum; dort müssen es Ausstrahlungen aus der Nachbarschaft gewesen sein.

Weil ich das gerade noch erwähnt habe: die Diphthonge aus *i* und *u* finden wir auch bei den Rätoromanen und in einem beschränkten Raum, in Bergün, Oberhalbstein, Engadin dazu die Erscheinung der sogenannten »verhärteten« Diphthonge, und zwar entstanden aus den geschlossenen Vokalen. Es handelt sich hier um folgendes: indem bei der Diphthongierung durch Längung der letzte, bereits geschlossenere Teil des Vokals gehörfällig wird, kann er zu einem Konsonanten werden, statt daß durch Differenzierung des betonten Bestandteiles die Form entsteht, die wir ja auch in diesem Raum finden; also beispielsweise *fikl* (Oberengadin) gegenüber *feil* (Oberhalbstein) aus *filum*, *ogra* (Bergün) gegenüber *owre* (Oberhalbstein) für *hora*. Ganz entsprechende Formen finden wir in den Seitentälern des romanischen Wallis. Ist das Zufall? Solche spezifischen Übereinstimmungen, können die zufällig sein? Oder hat die Wanderung einer sprachlichen Welle über die zeitweilig schwer begehbare Alpenstraße Furka–Oberalp doch stattgefunden? Das ist natürlich schwer zu beantworten; es kommt darauf an, für wie alt man die Erscheinung hält. Wenn sie nämlich nicht sehr alt ist, so muß man sagen, ja, der obere Teil des Wallis war ja von den Alemannen, von den Oberwallisern besiedelt, ist durch das germanische Gebiet hindurch die Erscheinung von dem romanischen Unterwallis hinüber zum Rätoromanischen getragen worden? Das sind wohl Probleme, die den Sprachforschern mancherlei Kopfzerbrechen verursacht haben. Darüber hat im Jahre 1906 L. Gauchat in einem interessanten Aufsatz, Sprachgeschichte eines Alpenüberganges, gehandelt.

Nur noch aus dem Wortschatz zur Charakteristik folgendes. Für den Begriff *genug* hat das Bündnerromanische das Wort *avunda*. Schon das älteste Denkmal fängt damit an; das gleiche findet sich in Friaul. Dazwischen liegt das Zentralladinische, welches

das italienische *assai* übernommen hat. Kann das wiederum ein Zufall sein? Bei einem solchen Wort, das in dieser Bedeutung und Form sonst nirgends in den romanischen Sprachen vorkommt, kann das »zufällig« im Bündnerromanischen und in Friaul übereinstimmen?

Und damit wollen wir zum Ende kommen. Alle erörterten Züge des Rätoromanischen oder Alpenromanischen in Bewahrung und Neuerung verraten einen hohen Grad von Eigenständigkeit und mehr oder minder erkennbare ältere Zusammenhänge, wenn schon keine Einheit. Es waren hier alle Ansätze und Voraussetzungen zur Entstehung einer besonderen romanischen Sprache vorhanden, zu der es nur mangels eines eigenstaatlichen Zusammenhangs mit einem geistig-kulturellen Mittelpunkt und einer daraus entwickelten Schriftsprache als einigendes Band nicht gekommen ist. Was blieb, war eine Vielfalt verwandter Mundarten, die sich in steigendem Maße ihrer Eigenständigkeit bewußt werden. Den Nachbarn obliegt es, deren Bestrebungen um Bewahrung ihrer Tradition und Eigenart, welche in Graubünden insbesondere von der Societad Retorumantscha und der Lia Rumantscha getragen werden, mit Sympathie zu verfolgen und zu unterstützen, so wie es seitens der Eidgenossenschaft in vorbildlicher Weise geschieht. So will es nämlich der Sinn des von dem bekannten rätoromanischen Dichter der jüngeren Zeit, Peider Lansel, geprägten geflügelten Wortes unter den Rätoromanen: »Ni Talians, ni Tudais-chs! Rumantschs vulains restar.« Weder Italiener noch Deutsche, Romanen wollen wir bleiben! Es ist aber ein Ruhmestitel der abendländischen Geschichte, daß sie Raum gelassen hat für die Entfaltung und Bewahrung jeglicher Eigenart.

- Bibliographische Angaben über die im Text zitierten Arbeiten und darüber hinaus bei
 ALWIN KUHN, Romanische Philologie. Erster Teil, Die romanischen Sprachen. Wissenschaftl. Forschungsberichte, geisteswissenschaftl. Reihe. Bd. 8. Bern, Francke Verlag, 1951, S. 241 ff.
 GERHARD ROHLFS, Romanische Philologie, II, 197 ss., Heidelberg, Carl Winter, 1952.
 SEVER POP, La dialectologie, I, 619 ss., Louvain, Université.
 Dazu jetzt auch:
 E. GAMILLSCHEG, Gesammelte Aufsätze, II, Zur Entstehungsgeschichte des Alpenromanischen, p. 161 ss. Tübingen, Max Niemeyer, 1962.